



DER ERSTE TAG

Sonntag, 1. Januar 2006 – Mumbai (Indien) beim Gateway of India

18.921753,72.833556

Leise plätschert das Wasser gegen die Steine, schläfrig, unentschieden, als wüsste der Ozean nicht recht, wie er sich dem Ufer gegenüber benehmen soll. Ein sanfter Wind säuselt der Meereskante entlang, gerade stark genug, den kleinen Spatzen die Brustfedern aufzuplustern. Sie piepsen und pfeifen ganz fein, wenn sie von einem Algenest zum nächsten hüpfen. Weit über mir verhallt das Quängeln einer Möwe im Himmelsraum. Mit kräftigen Schlägen ihrer gezackten Flügel schwingen sich mächtige Fledermäuse lautlos durch die Abendluft. Am Horizont liegen Grau in Grau die Fischerboote und Jachten vor Anker, als warteten sie seit Ewigkeiten schon auf die Rückkehr ihrer Besitzer, geduldig und stumm. Jetzt lenkt ein Strahl der Sonne meinen Blick auf ein silbernes glänzendes Treibgut. Wie von einer unsichtbaren

Hand geführt, gleitet der lange und eigentümlich entblößt wirkende Körper einer toten Muräne durchs Bild. Und dann erscheint der erste Mensch. Es ist, wie könnte es auch anders sein, ein Muschelsammler. Langsam bewegt er sich über den dunklen Meeresboden, der mit der Ebbe zum Vorschein gekommen ist. Vorsichtig, ganz auf die Jagd konzentriert, schleicht er an den kleinen Teichen vorbei, geht dann und wann in die Hocke, löst eine Napfschnecke vom Stein und lässt sie in seiner Plastiktüte verschwinden. Plötzlich hebt er den Kopf, lächelt, winkt mir zu, schwenkt seinen Beutel gegen den Himmel und schüttelt die Beute voller Stolz. Ich winke zurück, doch er sieht mich nicht. Ich bin nicht gemeint. Ein Anderer wird mit ihm die Napfschnecken essen. Ich drehe mich um und im Bruchteil eines Augenblicks wischen mich



das Quicken und Knurren, Winseln und Schnurren, Zwitschern und Fauchen, Krächzen und Schnattern aus Tausenden von Menschenkehlen in die wache Welt zurück. Hunderte kleiner Transistorradios scheppern und kreischen sich die elektronische Seele aus dem Leib. Zweitaktmotoren rattern gegen das Quietschen der Zuckerrohrpressen an. Eisverkäufer klingeln um ihr Leben. Metallspachtel lassen Fleisch und Eier über glühende Eisenplatten tanzen: Takatak, takatak, takatak. Jetzt fahren Tauben vom Platz im Schwarm gegen den mächtigen Triumphbogen auf, den die Briten hier vor hundert Jahren als symbolisches Eintrittstor nach Indien errichtet haben: eine graue Explosion in der Luft, tosender Applaus der Flügel.

Ich stehe beim Gateway of India. Mein erster Tag auf dem Subkontinent neigt sich allmählich dem Ende zu. Ich habe noch nie so viele Menschen gesehen. Ich war noch nie mit so viel Armut konfrontiert, noch nie mit so viel Dreck, noch nie mit so viel offensichtlicher Krankheit, noch nie mit so vielen Krüppeln. Selbst den riesigen Ratten, die sich zwischen den Hütten tummeln, fällt das Fell in Fetzen vom Leib. Ich habe noch nie eine so üble, noch nie eine so dicke Luft geatmet, noch nie solchen Gestank gerochen. Und vor allem habe

ich noch nie einen so ständigen Lärm erlebt, noch nie eine solche Unruhe gespürt, die überall sitzt, die alles und jedes erfasst, die ganz bestimmt selbst die Schlafenden schüttelt, wahrscheinlich sogar die Toten.

Vielleicht möchte ich gar nicht hier sein. Vielleicht bin ich noch nicht bereit. Vielleicht ist es der falsche Moment. Wie leichtfertig war es, nach Indien zu fliegen. Ich habe die Türe zu einer Welt aufgestoßen, von der es nicht die leiseste Spur einer Ahnung in meiner Seele, meinen Genen gab. Denn keiner meiner Vorfahren ist je so weit gereist. Und ich weiß wirklich nicht, ob ich geeignet bin, der Erste zu sein.